



## Der Begnadigungsbrief.

(Fortsetzung.)

Algremont, den diese Erklärungen, sowie die Unruhe, welche durch sein Erscheinen bewirkt worden zu sein schien, vollkommen befriedigten, erzählte ohne Arg seine Abenteuer:

„Ich bin immer reich gewesen,“ sagte er, „und ob gleich die Lebensweise, die ich in den letzten sieben bis acht Jahren geführt habe, mein Vermögen verringerte, so bin ich es doch auch jetzt noch. Ich stand im fünfundzwanzigsten Jahre, als meine Familie beschloß, ich müsse mich, da ich der letzte Sproß meiner Familie sei, verheirathen, damit mein Name nicht erlösche. Lange weigerte ich mich, aber man verlangte so unausgesetzt von mir ein Nachgeben, eine Gefälligkeit, daß ich endlich zusagte, um nur den Bitten meiner Verwandten und meines Vaters zu entgehen, der mich zu enterben drohete, wenn ich nicht gehorche. Ich heirathete also Ihre Frau, und zwar in dem Augenblicke, als der Tod die Drohungen meines Vaters unausführbar machte, der einige Monate später starb. Ich gestehe Ihnen, daß ich mich damals für den unglücklichsten Menschen unter der Sonne hielt. Ich war an ein Kind von sechzehn Jahren gebunden, das ich nicht liebte, mit dem ich mich gar nicht beschäftigen mochte. Ich dachte an nichts, als wie ich mich von dem Joche frei machen könnte, das ich nur widerstrebend über mich genommen hatte. Die Frau von Algremont war hübsch, vielleicht sogar schön, aber sie machte keinen Eindruck auf mich, denn meine Zeit war noch nicht gekommen. Sie besaß, wie man sagte, tausend vortreffliche Eigenschaften, aber Alles blieb mir gleichgiltig, denn ich wußte noch nicht, wie viel ein sanfter, wohlwollender Charakter zu dem Glücke eines Mannes beitragen kann. Ich war Herr eines Vermögens, das mir Niemand zu entziehen vermochte, und ob ich Erben hinterließ oder nicht, war mir sehr gleichgiltig; ich verließ also meine Frau und begab mich nach Italien, mehr in der Absicht, aus meinem Hause wegzukommen, als aus Neugierde, auch blieb ich, nachdem ich Savoyen durchwandert hatte, in Piemont. Ich kenne weder Rom, noch Florenz, noch Mailand; ich kenne nur Turin und ein Dörfchen einige Stunden davon, Settimo mit Namen, wo ich fünf Jahre verbracht habe. Ehe ich mich in Settimo niederließ, wohnte ich in Turin in dem Hause einer jungen Wittwe, welche die Frau von Algremont vollstän-

dig gerächt hat. Die Signora Lucia di Roverbella, so hieß sie, war ungefähr in meinem Alter, sie stand also in den Jahren, in welchen die Schönheit einer Italienerin in ihrem ganzen Glanze sich entfaltet. Sie war lebensvoll und leidenschaftlich, wie die Frauen Italiens. Ich verliebte mich eben so schnell als heftig in sie. Anfangs lachte Lucia über meine Liebe, bald aber theilte sie dieselbe. Sie hatte Vermögen, war frei, aus einer nicht unangesehenen Familie Piemonts und that, was jede andere an ihrer Stelle auch gethan haben würde, sie verlangte, daß ich ihr die Aufrichtigkeit meiner Liebe dadurch beweise, daß ich ihr meinen Namen gebe. Da mußte ich ihr gestehen, daß ich bereits verheirathet sei. Obwohl ich nun auch hinzusetzte, daß man mich zu dieser Heirath ganz gegen meine Neigung genöthigt habe, obwohl ich sagte, daß ich nach Turin gekommen sei, um meine Frau zu meiden, so behauptete Lucia doch, als sie erfuhr, meine Frau sei jung und schön, sie würde nie den Schwüren eines Mannes glauben, der früher oder später sie verlassen könnte, um zu seiner Frau zurückzukehren. Sie sprach nicht aus Eifersucht, sondern aus Eifersucht, und besonders aus Eitelkeit, und ich konnte sie darum nicht tabeln; sie war älter als meine Frau und fürchtete die Zukunft; sie wollte mich für immer und unauflöslich binden, wenigstens so fest als möglich. Ach, Herr, ich muß gestehen, daß ich dasselbe wünschte; ich verfluchte meine Verheirathung, und meine Liebe wuchs durch den Widerstand Lucias, die mir gleichwohl die Leidenschaft nicht verhehlte, die ich ihr eingelöst hatte.

„Es ist leicht,“ sagte sie eines Tages zu mir, „das Hinderniß zu beseitigen, das uns aufhält. Geben Sie Ihrer Frau die Freiheit wieder und ich bin die Ihrige.“

„Und wie wäre das möglich?“ fragte ich; „die Scheidung ist weder nach piemontesischen, noch nach französischen Gesetzen erlaubt.“

„Ich wundere mich,“ entgegnete sie, „daß Ihnen die Liebe, von der Sie fortwährend sprechen, den einzigen Weg nicht zeigt, den Sie einschlagen können. Ihr Vermögen ist von dem Ihrer Frau gänzlich getrennt und von der Art, daß es leicht an jeden beliebigen Ort gebracht werden kann. Sie lieben mich, sagen Sie, Sie wollen mir Ihr ganzes Leben weihen, mit mir in dem Lande, wo ich geboren wurde, leben und sterben; nun wohl, sterben Sie für Frankreich, für Ihre Familie,

für Ihre Frau. Die List ist nicht neu. Ich verlange nichts Unmögliches, bestehe aber auf diesem Zeichen Ihrer Aufopferung."

„Ich hätte gern weit mehr für die Signora di Roverbella gethan und zögerte also nicht. Wir überlegten, auf welche Weise wir die Stadt Turin iere führen könnten. Ich war wenig bekannt, und mein Tod konnte weder Bedauern, noch eigennützige Nachforschungen veranlassen; übrigens wohnte ich in dem Hause Lucias, was die List, die wir auszuführen gedachten, noch mehr erleichterte. Ich ordnete also meine Angelegenheiten, klagte über Krankheit, und als ich bereit war, aus dieser Welt zu gehen, ohne meinen Erben so viel zurückzulassen, daß sie sich Trauerkleidung kaufen könnten, legte ich mich zu Bett und ließ einen Arzt rufen. Ich klagte über allgemeines Uebelbefinden, über eine Schwäche, die wahrscheinlich von einem innern Leiden herrühre, das mich schon in Frankreich in Lebensgefahr gebracht. Die Krankheit dauerte lange; ich war mehrmals mit dem Arzte unzufrieden, nahm einen andern, und klagte fortwährend. Endlich stellte ich mich der nutzlosen Wissenschaft der Aerzte überdrüssig und entließ sie alle, um ungestört sterben zu können. Dies geschah denn auch bald; ich starb einft in der Nacht im Beisein der Signora di Roverbella und meines vertrautesten Dieners. Das Uebrige ging mich nicht an; dies hatte die Geliebte übernommen, der es leicht wurde, einen leeren Sarg begraben zu lassen, einen gerichtlich beglaubigten Schein über meinen Tod zu erhalten und denselben nach Frankreich zu schicken. Ich dagegen reiste im Stillen von Turin ab und schlug den Weg nach Settimo ein, wo die Signora di Roverbella ein Landgut besaß. Ich nahm einen andern Namen an, gab mich für einen Edelmann aus Brabant aus, der mit der Familie Roverbella verwandt sei, und wartete auf Lucia. Sie ließ lange auf sich warten, und als sie endlich kam, hatte ich neue Bedenklichkeiten und neue Weigerungen zu bekämpfen. Ich war allerdings todt, aber es kam nur auf mich an, wieder lebendig zu werden. Sie wagte nicht, selbst unter meinem neuen Namen mich zu heirathen, da uns dies ja früher oder später compromittiren konnte, und wünschte, meine Frau zuerst wieder verheirathet zu wissen. Endlich erfuhr sie, daß die Frau von Nigremont sich wieder verheirathet habe, und nun, da sie meiner sicher war, gab sie meinen lebhaften Bitten nach. Freilich fand sie auch sehr bald, daß die Einsamkeit, in der wir lebten, ihre Unannehmlichkeiten habe und nicht ohne Langweile sei; ich meiner Seits hatte zwar von meiner großen Liebe nichts verloren, aber der Gedanke, daß meine Frau die eines Anderen sei, peinigte mich doch unablässig. Hätte ich die Kraft gehabt, die Bande zu zerreißen, welche mich an Lucia fesselten, ich würde sogleich zurückgekehrt sein und meine Frau von Ihnen zurückgefordert haben; aber ich liebte die Italienerin zu sehr, als daß ich sie hätte verlassen können. Zu meiner ersten Frau zog mich nur verletzete Eitelkeit zurück. Je mehr die Liebe Lucias abnahm, um so stärker wurde die meinige; die Eifersucht bemächtigte sich meines Herzens, und ich ließ Lucia nicht aus den Augen, die

höchstwahrscheinlich sehr bedauerte, zu den äußersten Mitteln gegriffen zu haben, um mich an sich zu fesseln."

„Sie wissen," fuhr Nigremont fort, der wohl bemerkte, wie aufmerksam Royan ihn anhörte; „Sie wissen, daß die italienische Eifersucht blutdürstig ist, und ich war Italiener geworden, ich wollte es damals wenigstens werden und in einem Augenblicke des Zornes und der Eifersucht bedrohte ich Lucia mit irgend einem tragischen Entschlusse. Sie mußte um so mehr daran glauben, daß ich nicht vergebens drohe, da sie ihrer Seits höchst wahrscheinlich eben so gehandelt haben würde, wenn sie sich verrathen oder vernachlässiget gesehen hätte. Die Drohung erschreckte sie also, und wir führten von da an ein Leben voll Argwohn und Verstellung. Es war nicht mehr die Rede von Liebe, sondern nur von gegenseitiger Beobachtung und Furcht; der eine Theil bot Alles auf, um nicht hintergangen zu werden, der andere, ungestraft zu hintergehen und, es läßt sich nicht läugnen, daß die Frauen, namentlich die Italienerinnen, Klüger sind, als wir. Ich hatte zwei Nebenbuhler, von denen ich gar nichts wußte, und obgleich wir ganz allein in Settimo wohnten, so schien Lucia doch meiner Wachsamkeit und Eifersucht zu spotten. Als sie endlich meiner Gegenwart müde und es überdrüssig war, mich zu täuschen, kehrte sie nach Turin zurück, von wo sie bald nach Rom reiste, wohin sie eine neue Liebe zog. In einem Briefe an mich erklärte sie, ich würde mich durchaus keiner Gefahr aussetzen, wenn ich nach Frankreich zurückkehre, wo ich leicht nachweisen könnte, daß ich von meinem Todenscheine nichts wisse; sie erlaubte mir sogar, sie selbst anzuklagen, wenn ich je auf den Gedanken kommen sollte, meine Rechte auf die Frau von Royan geltend machen zu wollen. Ich schämte mich nun meiner Liebe, folgte Lucia nicht nach Rom, wo ich sie meinem Nebenbuhler hätte streitig machen können, sondern dankte dem Schicksale, das mich von einer solchen Frau befreite, und kehrte, ohne mich in Turin aufzuhalten, nach Frankreich zurück, auf die Gefahr hin, für einen Geist aus dem Grabe gehalten zu werden."

„Sind Sie schon lange in Paris?" fragte Herr von Royan den Herrn von Nigremont.

„Seit einem Monate," antwortete dieser.

„Sie haben Ihre Verwandten und Freunde gesehen, die Sie für todt hielten?"

„Sie können sich denken," entgegnete Herr von Nigremont, „daß ich mich nicht sehr beeilte, in der Gesellschaft zu erscheinen. Das Auferstehen von den Todten ist eine wichtige Angelegenheit, die gewisse Vorbereitungen verlangt. Auch war ich in anderer Weise beschäftigt. Die Signora di Roverbella schickte mich zu meiner Frau zurück und meine Frau wünschte ich also zuerst zu sehen. Ich erkundigte mich nach Ihnen."

„Nach mir?" unterbrach ihn Royan in einem Tone, den er so furchtsam als möglich klingen ließ, während Nigremont immer sehr keck gesprochen hatte.

„Ja, nach Ihnen. Ich erfuhr, daß Sie ein achtungswerther, sanfter Mann wären und jeden Skandal scheuten; auch

setzte man hinzu, daß Sie Ihre Frau vollkommen glücklich zu machen schienen. Ich hörte, daß Sie den Sommer auf dem Lande und den Winter in Versailles verbringen, aber auch bisweilen nach Paris kommen, und daß meine Frau — die Ihrige jetzt — die Reise von Versailles nach Paris öfters macht, um die Oper zu besuchen, welche sie leidenschaftlich liebt. Hier habe ich sie mehrmals gesehen, — Sie aber waren nie bei ihr."

"Nein," antwortete der Herr von Royan, "ich besuche das Theater selten."

"Herr von Royan," fuhr Kigremont zutraulich fort, "wie freue ich mich, daß ich nicht gestorben bin! Meine Frau ist höchst liebenswürdig! Das Vergnügen, sie während der langen Vorstellung im Theater zu beobachten, herauschte mich fast. Ich war stolz und fühlte mich glücklich, daß ich nur ein Wort zu sprechen, daß ich mich nur zu zeigen brauche, um meinen Schatz wieder zu erlangen, der mein rechtmäßiges Eigenthum ist, und den mir Niemand streitig machen kann; denn ich bin nicht gestorben, das ist leicht zu beweisen, und was meinen Todtenschein betrifft, den Sie unter Ihren Papieren haben, so ist er nicht von mir ausgegangen, sondern das Werk einer verliebten Italienerin. Ich trage keine Schuld. Mit Hilfe des Zeugnisses der Frau von Roverbella, die mir ihren Beistand nicht versagen wird, kann ich sogar nachweisen, daß ich nie etwas davon gewußt habe."

"Aber," fiel Royan ein, "Sie haben mir ja das Gegentheil gestanden."

"Ihnen — hier — unter vier Augen, ohne Zeugen, allerdings; vor der Behörde werde ich es läugnen, und Sie können es nicht beweisen."

"Sehr richtig," bemerkte Royan mit nachdenklicher Miene.

"Uebrigens," fuhr Kigremont fort, "wird dieses Actenstück die vollkommene Unschuld meiner Frau darthun, von welcher ich auch so überzeugt bin. Nur der Tod kann die Ehe lösen, ich lebe noch; folglich ist meine Frau nicht Frau von Royan, sondern Frau von Kigremont."

"Sehr richtig," gestand Herr von Royan, "auch werden Sie viele Advokaten finden, welche dasselbe behaupten und verteidigen."

"Alle," sagte Herr von Kigremont; "kein einziger Advokat wird sich weigern, meine Sache zu führen, wenn wir je so weit kämen; aber ich hoffe, Sie werden so vernünftig sein, dieses Aeußerste zu vermeiden. Noch etwas," setzte er hinzu, "die Frau von Royan hat zwar eine Loge in der Oper, sie hat aber auch einen Beichtvater, und in den Augen dieses heiligen Mannes bin ich der einzige, der wirkliche Gatte; meine Frau kann nicht länger, ohne Ehebrecherin zu sein, mit Ihnen unter einem Dache leben, und ich habe also das Gesetz, das Gewissen und die Religion für mich."

Der Minister Maurepas, der aufmerksam geworden war, hatte den Grafen bis dahin angehört ohne ihn zu unterbrechen. Erst bei den letzten Worten fiel er ein:

"Dieser Kigremont ist ein gewandter Mann."

"Ja, Excellenz," entgegnete der Graf, "Sie mußten den Herrn von Kigremont vollständig kennen lernen, damit Sie auf die Katastrophe vorbereitet würden. Herr von Royan," erzählte der Graf weiter, "sagte:

"Ich verstehe Sie vollkommen, Herr; meine Frau ist für mich verloren; ein Prozeß wird ein Scandal erregen, das unsere Kinder entehrt, ihnen die Mutter nimmt. Auch angenommen, daß Ihr Benehmen an den Tag komme, daß die Täuschung, deren Sie sich schuldig gemacht, durch Entziehung Ihrer Rechte bestraft würde, so bleibt Ihnen doch die Religion, die Ihnen Ihre Frau unter allen Umständen zurückgibt."

"So ist es," sagte Herr von Kigremont.

In diesem Augenblicke trat ein Diener ein und sagte, der Bruder und die Schwägerin des Herrn von Royan wären angekommen, und man wolle zu Tische gehen.

"Man lasse mich in Ruhe," sagte er zu dem Diener, indem er ihn hinausshob; "ich esse heute Abend nicht."

Und er verriegelte die Thüre.

"Sie haben einen Bruder?" fragte von Kigremont.

"Einen Bruder, der auch eine Wittwe heirathete. Vielleicht kommt der erste Mann derselben auch wieder."

Als sie wieder allein waren, fragte Royan:

"Meine Frau weiß also noch nicht, daß Sie noch leben?"

"Nein, ich habe mich ihr nie gezeigt; ich hielt es für klüger, bei Ihnen anzufangen; Sie sind ein verständiger Mann und mein ferneres Verfahren hängt ganz von dem Ihrigen ab. Ich fühle, daß der Vorfall höchst unangenehm für Sie ist; Sie lieben vielleicht die Frau von Kigremont . . ."

"Wenn Sie die Frau nicht gesehen hätten," fragte Royan, "wenn Sie die Frau gesehen hätten, ohne sie zu lieben, was würden Sie dann gethan haben?"

"Das weiß ich nicht," antwortete Kigremont; "wahrscheinlich hätte ich sie Ihnen gelassen; aber vielleicht," setzte er lächelnd hinzu, "erweise ich Ihnen gar eine Gefälligkeit. Mancher Mann wäre sehr froh, wenn er auf so gute Manier seine Frau los würde."

Die Geduld Royan's war zu Ende; er hatte alles erfahren, was er wissen wollte, und sah vor sich einen Mann, der mit einem Worte das Glück seines Bruders und seiner Schwägerin vernichten konnte, ja, was für einen Edelmann noch mehr war, einen Mann, der eben dadurch, daß er lebte, die Kesseln, welche sich Royan nannten, der unehelichen Geburt beschuldigte. Er sprang also auf, legte das demüthige, schüchternes Wesen ab, das er bis dahin geheuchelt hatte, und sagte:

"Und Sie glauben, so wie es Ihnen gerade einfällt, leben und sterben zu können, in Paris zu sterben, um eine brave Frau zu hintergehen und einen Ehrenmann zu entehren, in Turin aber in verbrecherischer Verbindung mit einer Italienerin zu leben? Sie sind ein erbärmlicher Mensch."

"Herr!" rief Kigremont, durch diese plötzlich veränderte Sprache überrascht, aus.

„Ja, was noch schlimmer ist,“ fuhr Royan fort, „Sie sind eine Memme, Sie sind nicht mit dem leichten Sinne und der Sorglosigkeit hierhergekommen, die Sie zur Schau tragen; Sie haben erst Erkundigungen eingezogen, Sie wissen, Sie sagen es selbst, daß Herr von Royan ein schwacher Mann ist, mit der Führung der Waffen nicht vertraut, und Sie hofften, er würde vor dem einzigen Mittel, das ihm mit einem Gegner wie Sie übrig geblieben ist, zurückweichen. Sie sind eine Memme, fielen aber selbst in die Grube, die Sie Andern gegraben. Ich bin der Herr von Royan nicht, wenigstens der nicht, welchen Sie zu peinigen und einzuschüchtern hofften, indem Sie ihn den Mann Ihrer Frau nannten; ich bin sein Bruder, Offizier im — Regimente und mein Bruder soll Sie nicht lebendig sehen, meine Schwägerin soll von der Gefahr, der sie ausgesetzt ist, nichts erfahren. . . Sie werden nicht lebendig aus diesem Zimmer wieder hinauskommen.“

Es giebt ein englisches Sprichwort, Excellenz, fuhr der Graf fort, welches die Lage der Leute bezeichnet, die in die Hände eines furchtbaren Gegners gerathen, während sie einen schwachen Feind vor sich zu haben glauben. Man nennt das drüben über dem Canale einen Roland statt eines Oliver finden. Das geschah dem Herrn von Aigremont, der vor Schrecken kein Wort sprechen konnte und zurückwich, als er die Wuth aus den Augen des Herrn von Royan sprühen sah.

„Sie werden mich doch nicht ermorden wollen,“ sagte er, indem er nach der Thüre blickte. Sie war fest verschlossen.

„Warum nicht, wenn es nöthig ist?“ antwortete Royan ganz kalt. „Sie haben Ihren Degen; vertheidigen Sie sich. . . Nehmen Sie mir das Leben, so hat mein Bruder seine Sache in erster Instanz verloren; aber ich werde Ihnen das Lebenslicht ausblasen, mein Herr.“

„Wenn ich Sie hier in Ihrem Zimmer tödte,“ bemerkte Herr von Aigremont, „wird man mich des Mordes anklagen.“

„Darauf eben rechne ich,“ sagte Herr von Royan.

Er griff nach dem Degen.

„Sie brauchen die Waffe nicht wie ein Mann von Ehre,“ warf Aigremont ein; „ich bin bereit zu einem regelmäßigen Zweikampfe und hatte selbst die Absicht, dem Herrn von Royan dies vorzuschlagen.“

„Ja, ein Duell mit Zeugen, ein Duell, dem Ihr Advokat beigewohnt haben würde, nicht wahr?“

Herr von Royan drang auf seinen Gegner ein, der ebenfalls zu dem Degen gegriffen hatte.

Der Herr von Aigremont schien ein muthiger Mann zu sein, denn er vertheidigte sich gut. Vielleicht gab ihm aber auch die Verzweiflung Muth, als er sah, daß er keine Gnade zu hoffen hatte; aber der junge, gewandte Royan, der sich während der langen Erzählung seines Gegners auf den Kampf vorbereitet hatte, mußte Sieger bleiben.

Der Graf hielt einen Augenblick an dieser Stelle seiner Erzählung inne, ergriff freundschaftlich die Hand des Ministers, der, wie bereits angeführt, mit ihm verwandt war, und setzte hinzu:

„Ich habe mir vorgenommen, Ihnen die ganze Wahrheit zu sagen und nehme Ihre Nachsicht für das Nachfolgende in Anspruch.“

„Sprechen Sie, kommen Sie zu Ende, werther Graf,“ entgegnete Herr von Maurepas, dessen Gesicht wieder ernst geworden war.

„Herr von Aigremont,“ fuhr der Graf fort, „wurde bald verwundet; sein Blut besteckte die Meubles und röthete den Fußboden des Zimmers; nichts destoweniger dauerte der Kampf fort; Aigremont empfing eine zweite, dann eine dritte Wunde, dann wankte er, sank auf seine Knie nieder, warf den Degen vor seinem Sieger nieder und bat um sein Leben.“

„Und das Duell war damit zu Ende?“ fragte der Minister.

„Rein, Excellenz. Herr von Royan tödtete seinen Gegner.“

„Das ist ein Mord, Herr Graf!“ rief der Minister aus.

„Rein, Excellenz, es ist nur ein Duell auf Leben und Tod. . . Was konnte Royan thun? Er hatte sein Leben in die Schanze geschlagen, um die Ehre seines Bruders und seiner Neffen zu retten; durfte er einem Mitleiden Raum gönnen, das alles wieder in Frage gestellt haben würde? Konnte er den Worten dieses Mannes vertrauen? und was konnte ihm Herr von Aigremont versprechen? Sich zu verbergen, zu fliehen. Aber er hatte eine Familie, Freunde, Verwandte, er konnte sich unmöglich immer den Blicken der Seinigen entziehen und wenn dann Jemand erfuhr, daß er lebte, was wurde dann aus der Schwägerin Royans, was wurde aus dem Bruder desselben? Er verschloß also sein Ohr dem Mitleide und stieß dem Feinde seiner Familie den Degen bis an das Heft in die Brust. Aigremont sank todt nieder. Ich habe bereits erwähnt, daß es die Zeit des Soupers war, als dieses beklagenswerthe Ereigniß geschah; die Familie Royan wollte sich zu Tische setzen und da das Zimmer, in welchem Aigremont den Tod erhalten hatte, sich gerade über dem Speisesaale befand, so hörte man ihn fallen. Die Frau von Royan blickte erschrocken auf.“

„Was geschieht bei dem Schwager oben?“ fragte sie. „Er ist zu Hause; warum kommt er nicht zu Tische? Ist er krank? Geh' hinauf, Jean.“

Der Diener gehorchte und klopfte an der Thüre Royans an.

(Beschluß folgt.)